

Identitätskonstruktion in und über deutschsprachige Literatur

1. Bewusstsein, Selbst-Bewusstsein – das Ich, das Andere – Differenz

Das Ich als konstante Instanz, mit an sich selbst erkennbaren und durch andere identifizierbaren spezifischen Merkmalen, also Identität: das ist ein Konzept, das just im 18. Jahrhundert ‚löchrig‘ wurde, als das theozentrische durch das anthropozentrische Weltbild abgelöst wurde.¹ Der Mensch wurde sich *seiner selbst so* bewusst, dass er sich selbst zum Maßstab setzte. Selbst-Bewusstsein, Bewusstsein, Identität sind damit unlösbar verbunden.

Zunächst zum *Bewusstsein*. Bewusstsein ist immer relational, denn es entsteht erst durch die *Bezugnahme auf* etwas. Nur durch die Bezugnahme *auf* etwas kommt Bewusstsein zu Be-Wusstsein. Und dabei ist zu unterscheiden zwischen dem „Ich“ als Ausgangspunkt der Bezugnahme und dem „etwas“, dem Anderen als Bezugspunkt. Die Konsequenz ist erstens: „Wenn Identität etwas mit Bewusstsein zu tun hat, und Bewusstsein sich durch kontinuierliche Bezugnahmen konstituiert, dann kann Identität nur als variables Prozessresultat“² bestimmt werden – und eben nicht als konstante Gegebenheit. Die Konsequenz ist zweitens: Identität braucht notwendig die Präsenz eines Anderen, braucht die Differenz zwischen

„Ich“ und dem „Anderen“, um sich variabel zu konturieren.

Nun können sich die Bezugnahmen des Bewusstseins aber auch auf ein Etwas richten, das das Ich selbst ist. Jeder von uns kann mental aus sich heraustreten und sich ‚von außen‘ als ‚einen Anderen‘ beurteilen. Wir setzen dann eine Differenz zu uns selbst. Nur so können wir uns in Bezug zu uns selbst setzen, immer wieder neu. Fazit: Auch *Selbst-Bewusstsein* als Grundlage von Identität ist also ein dynamischer Konstruktionsprozess.

Identität wird offensichtlich durch Selbst- und Fremdbezug gesteuert. Wobei der Selbstbezug das Ich als ein Anderes, Fremdes setzt – also immer auch einen Fremdbezug in sich hat.

So weit, so gut. Nur: Wenn Identität an Bewusstsein und Selbst-Bewusstsein gebunden ist, wenn diese beiden jeweils nur als Bezug *auf* etwas funktionieren, relational sind, dann kann ich mit mir selbst nicht identisch sein. Ist die Rede von ‚Identität‘ noch gerechtfertigt? Sollte ‚Identität‘ nicht besser beschränkt werden auf ‚identifizierbar‘ – etwa durch meine DNA, meine Iris, meine biometrischen Daten im Personalausweis? Kann Identität über bloße ‚Erkennung‘ hergestellt werden?

Gemach: Wir haben gesehen, dass den zwingenden Bezugnahmen, über die sich Bewusstsein und Selbst-Bewusstsein erstellen, ein „Ausgangspunkt“ zugrunde gelegt wird: Das „Ich“. Es ist *Voraussetzung* für Bewusstsein und Selbst-Bewusstsein, für ‚Identität‘ als „variables Prozessresultat“.

¹ Der Übergang vom Theozentrismus zum Anthropozentrismus fand erstmals bereits in der Antike statt und wird von dem griechischen Philosophen Thales von Milet 600 v. Chr. eingeleitet. Durchgesetzt hat er sich, zumindest in Europa, erst im 18. Jh.

² Schmidt, Siegfried J.: *Über die Fabrikationen von Identität*, in: Kimminich, Eva (Hg.): *Kulturelle Identität. Konstruktionen und Krisen*, Frankfurt/M. u.a. 2003, S. 1-19, hier S. 1.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

Das „Ich“ muss uns daher näher interessieren.

2. Ich

Nun ist allerdings festzustellen: der „Ausgangspunkt Ich“ ist kein fester, arretierbarer „Punkt“. Die vermeintliche Konstanz des Ich hat im eingangs erwähnten 18. Jahrhundert insbesondere David Hume ‚durchlöchert‘: Seele und Ich sind nach Hume keine erfahrbaren Gegenstände und haben deshalb keine Substanz, keine Existenz. Das Ich sei vielmehr ein „Bündel unterschiedlicher Zustände“.³

Doch es bedurfte weiterer Anläufe, um die Vorstellung von ‚Ich‘ – und in der Folge auch von ‚Identität‘ – als etwas Konstantem als illusionär zu entlarven. Um 1900 deklarierte der Hume-Verehrer Ernst Mach: „Das Ich ist unrettbar“, es sei „keine unveränderliche, bestimmte, scharf begrenzte Einheit“, sondern ein „Komplex von Empfindungen“.⁴ Was Hume bereits erkannt hatte, was im Falle Mach allzu oft zum Krisenphänomen der Jahrhundertwende um 1900 verkürzt wird, passt inzwischen längst zu den Einsichten heutiger Neurowissenschaften (so weit ihre Erkenntnisse gediehen sind ...). Sie bestätigen die Vermutung, das Ich sei ein Bündel unterschiedlicher Zustände, wobei – so der Verhaltensphysiologe Gerhard Roth – acht Ich-Zustände unterscheidbar sind:

das *Körper-Ich* beruht auf dem „Gefühl, das dasjenige, in dem ich ‚stecke‘ und das ich tatsächlich oder scheinbar beherrsche, *mein* Körper ist“;

das *Verortungs-Ich* ist das „Bewusstsein, dass ich mich gerade an *diesem* Ort und nicht woanders oder sogar an zwei Orten befinde“;

das *perspektivische Ich* beruht auf dem „Eindruck, dass ich den Mittelpunkt der von mir erfahrenen Welt bilde“;

das *Ich als Erlebnis-Subjekt* entspricht dem „Gefühl, *ich* habe diese Wahrnehmungen, Ideen, Gefühle, und nicht etwa ein anderer“;

das *Autorschafts-* und *Kontroll-Ich* entspricht dem „Gefühl, dass ich Verursacher und Kontrolleur meiner Gedanken“ und Taten bin;

das *autobiographische Ich* beruht auf der „Überzeugung, dass ich derjenige bin, der ich gestern war und dass ich eine *Kontinuität* in meinen verschiedenen Empfindungen erlebe (hierbei spielt das Reden über mich selbst eine wichtige Rolle)“;

das *selbst-reflexive Ich* beruht auf der „Möglichkeit des Nachdenkens über mich selbst (auch hier spielt die Sprache eine wichtige Rolle)“;

das *ethische Ich* oder *Gewissen*, also das „Gefühl, es gebe eine Instanz in mir, die mir sagt oder befiehlt, was ich zu tun und zu lassen habe.“⁵

Etwas naiv haben die Neurowissenschaftler anfangs gehofft, diese Ich-Zustände ließen sich bestimmten Gehirnarealen zuordnen. Nur um festzustellen, dass die Vernetzungen einfach zu komplex sind. Bleibt die Erkenntnis: Es gelingt dem Gehirn, durch die Tätigkeit unterschiedlicher Areale⁶ diese verschiedenen Ich-Zustände jeweils aktuell in verschiedener Weise zusammenzubinden und so jenen „Strom der Ich-Empfindung“ zu „konstituieren“,⁷ in dem sich jeder von uns als einheitliches Ich *empfindet*. Diese *momentane Erlebniseinheit* fungiert als Zentrum einer konstruierten, virtuellen

³ Hume, David: *A Treatise of Human Nature* [1793]. *Book I, Part IV, Section VI: Of Personal Identity*. L. A. Selby-Bigge Edition. Oxford 1888, Reprint 1965, S. 251-263.

⁴ Ernst Mach: *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen* [1886], Darmstadt 1991, S. 20.

⁵ Roth, Gerhard: *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Neue, vollständig überarbeitete Ausgabe, Frankfurt/M. 2003, S. 379f.

⁶ Nämlich kortikaler (in der Großhirnrinde) und subkortikaler Areale (in anderen Bereichen des Gehirns).

⁷ Roth: *Fühlen, Denken, Handeln* (Anm. 5), S. 381.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

Welt, die jeder von uns als seine Erlebniswelt oder ‚Wirklichkeit‘ erfährt, die jeder von uns immer wieder neu *herstellt*.

Im Hinblick auf *Identität* nun hat dieses immer wieder neu konstruierte Ich drei wichtige Funktionen: Erstens bedarf es des *wiederholten*, von Bewusstsein begleiteten *Herstellens von Erlebniseinheiten* – eines Prozesses, der stark an die Ausbildung eines autobiographischen Gedächtnisses und damit an die Konstruktion von Kontinuität gebunden ist. Die Ich-Zustände 4 und 6 sind hier also besonders wichtig: das Ich als Erlebnissubjekt und autobiographisches Ich. Zweitens bedarf es der Ausbildung eines *Handlungs- oder Willens-Ichs*, das sich selbst Absichten und Handlungsfähigkeit zuschreibt und eng mit dem 5. Ich-Zustand, dem Autorschafts- und Kontroll-Ich, verbunden ist. In beiden Fällen wird etwas *hergestellt*. Drittens aber muss das konstruierte Ich auch die Funktion des *Interpretations- oder Legitimations-Ichs* übernehmen, nämlich die eigenen Handlungen *vor sich selbst und vor anderen* plausibel zusammenfügen und rechtfertigen. Also Kontinuität *herstellen* und zugleich *sich darstellen*. Hier sind die Ich-Zustände 6 und 7, autobiographisches Ich und selbst-reflexives Ich, besonders involviert. Fazit: Es geht um *Selbsterstellung* und *Selbstdarstellung*. Dass sie sich nicht unabhängig von den Partnern vollziehen, mit denen wir interagieren, hat der Soziologe Anselm L. Strauss in eine Metapher gefasst: ‚Identität‘ sei ein „Reflexbündel in einem Mehrfachspiegel“. ⁸

Identität braucht also eine „Beständigkeit in der Zeit“, Kontinuität. Identität braucht Differenz in den Bezugnahmen des Bewusstseins auf etwas Anderes und in den Bezugnahmen des Selbst-Bewusstseins auf das Ich als Anderes. Und Identität braucht Anerkennung – durch mich selbst und durch andere. Dafür muss Identität nicht nur *hergestellt*, sondern auch *dargestellt* werden.

‚Ich‘ und ‚Identität‘ sind unfest. Wir agieren dauernd als Konstrukteure und Darsteller, und aus dieser unhintergebar anthropozentrischen Konstruktions- und Darstellungstätigkeit können wir nicht heraustreten. Doch all dies wird im Alltag allzu oft verwischt, weil hier – aus Angst vor der Fluidität von Ich und Identität? – weiterhin von ‚Ich‘ und ‚Identität‘ als etwas Konstantem ausgegangen wird. Übrigens auch im Falle ‚kollektiver Identität‘. Diese Vereinfachung ist zutiefst problematisch, weil sie Stereotype und Klischees, dezidierte Ein- und Ausgrenzung generiert. Dem ist entgegenzutreten durch die Auseinandersetzung mit ‚Ich‘ und ‚Identität‘ als Sich-Herstellen und Sich-Darstellen.

3. Animal symbolicum – Sprache

Die unhintergebar anthropozentrische Konstruktions- und Darstellungstätigkeit des Menschen beruht darauf, dass er – nach Ernst Cassirer – ein „animal symbolicum“ ist. Der Mensch erfasst ‚Welt‘ und damit auch ‚sich selbst‘ je schon durch „Symbolisierungen“. ⁹ Seine Wahrnehmungen verknüpft er immer schon mit Deutungen. Er kann gar nicht anders. Diese semiotische Kompetenz des Menschen manifestiert sich bevorzugt in einer exklusiv menschlichen Fähigkeit: im Sprachhandeln. Es ist daher bemerkenswert, dass die Neurowissenschaften bei Ich-Zuständen, die besonders stark bei der Identitätskonstruktion ins Spiel kommen, explizit die wichtige Rolle der Sprache betonen: beim *autobiographischen Ich* (6) – bei der „Überzeugung, dass ich derjenige bin, der ich gestern war und dass ich eine *Kontinuität* in meinen verschiedenen Empfindungen erlebe“; und beim *selbst-reflexiven Ich* (7), der „Möglichkeit des Nachdenkens über mich selbst“. Hinzuzufügen wäre: Vorrangig die Muttersprache spielt diese Rolle, sie vor allem prägt die semiotische Kompetenz des Menschen und damit im Übrigen jede Konstruktion von individueller, aber – darauf komme ich später

⁸ Strauss, Anselm L.: *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität* [engl.: *Mirrors and Masks*, 1959], Frankfurt/M. 1968, S. 34.

⁹ Ernst Cassirer, *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. Aus dem Englischen übersetzt von Reinhard Kaiser [Orig. *An Essay on Man*, New Haven, London 1944], 2., verbesserte Auflage, Hamburg 2007, S. 46-51.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

– auch die Konstruktion von kollektiver Identität. Hinzuzufügen ist auch, dass das „Reden über mich selbst“ eine *Darstellung* ist, die mich selbst und *andere* als Publikum hat, und die wesentlich ist für das identitätsbildende *Interpretations- oder Legitimations-Ich*. Eben: Identitätskonstruktion über Anerkennung (nicht bloß ‚Erkennung‘). Und es kommt nicht nur das „selbst-reflexive Ich“ – Selbst-Bewusstsein – zum Zuge, sondern auch Bewusstsein als Bezugnahme auf ein Anderes. Identität über Differenz.

Für uns interessant ist die offensichtlich entscheidende Rolle der Sprache, des Sprachhandelns. Und wir müssen feststellen: Schon hier, ganz basal in Sprache, ist das ‚Ich‘ in Teile zerlegt oder zumindest in *Bezugnahmen* ausgefaltet, in Personal- und Possessivpronomina: ich, mir, mich, mein Herz, meine Augen, mein Gefühl; das Ich im Du, das Ich im Wir „Ich bin außer mir“, „Ich verstehe mich nicht“ – so externalisieren wir uns, um z.B. im Alltag eine Ausnahmesituation zu erklären und die eigene Verantwortung dafür zurückzunehmen. Wenn ich über „mein Herz“, „meine Augen“, „mein Gefühl“ spreche, zerteile ich mich sprachlich, spreche ich über etwas, das mir nur gehört. Da es mir nur als ein Teil gehört, *ist* es nicht ident mit „ich“. Dann auch kann das Ich aus sich heraustreten und sich selbst als „Du“ ansprechen. Im „Wir“ geht das Ich immer schon über sich hinaus und umfasst das Gegenüber. Und dieses Gegenüber kann amorph oder zumindest anonym sein ... Gerade Literatur als autoreflexives Medium, ein Medium, das auf sein Material ‚Sprache‘ reflektiert, scheint sich also gerade anzubieten, die Frage nach der Konstruktion von Identität ganz basal, auf der Ebene der Sprache, anzugehen.

4. Identitätskonstruktion in Literatur

Zeit, sich ein konkretes Beispiel anzusehen. Es stammt aus Christa Wolfs Roman *Kindheitsmuster*:

„Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.

Frühere Leute erinnerten sich leichter: eine Vermutung, eine höchstens halbrichtige Behauptung. Ein erneuter Versuch, dich zu verschanzen. Allmählich, über Monate hin, stellte sich das Dilemma heraus: sprachlos bleiben oder in der dritten Person leben, das scheint zur Wahl zu stehen. Das eine unmöglich, unheimlich das andere. [...]

Im Kreuzverhör mit dir selbst zeigt sich der wirkliche Grund der Sprachstörung: Zwischen dem Selbstgespräch und der Anrede findet eine bestürzende Lautverschiebung statt, eine fatale Veränderung der grammatischen Bezüge. Ich, du, sie, in Gedanken ineinander verschwimmend, sollen im ausgesprochenen Satz einander entfremdet werden. [...]

Die Erinnerung drängt sich in die Gegenwart ein und der heutige Tag ist schon der letzte Tag der Vergangenheit. So würden wir uns unaufhaltsam fremd werden ohne unser Gedächtnis an das, was wir getan haben, an das, was uns zugestoßen ist. Ohne unser Gedächtnis an uns selbst.

Und die Stimme, die es unternimmt, davon zu sprechen.

Damals, im Sommer 1971, gab es den Vorschlag, doch endlich nach L., heute G., zu fahren, und du stimmtest zu. [...].¹⁰

Der Beginn von *Kindheitsmuster* führt uns vor, welche komplexe Konstruktionsarbeit allein im Gebrauch der Personalpronomina steckt, um das Dilemma der Erzählerin aufzuzeigen, sich zu sich selbst zu positionieren und sich, durch Erinnerung, als ein Kontinuum anzunehmen. Die Vergangenheit als erlebendes Ich soll abgetrennt bleiben, nicht in das jetzige Selbstbild, die jetzige ‚Identitätskonstruktion‘ als erzählendes Ich integriert werden. „Wir trennen es [das Vergangene] von uns ab und stellen uns fremd.“ „Wir/uns“ zeigt an, dass die Erzählerin auch die anonymen Leser in das – offensichtlich jedem Menschen mögliche – Verdrängungsverhalten einbezieht. Durch

¹⁰ Wolf, Christa: *Kindheitsmuster. Roman* [1976], Darmstadt, Neuwied ⁹1983, S. 9.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

den Zusammenschluss im „wir“ hebt der Text dieses Verhalten ins *Bewusstsein* sowohl der Erzählerin wie des Lesers.¹¹ Der Text zeigt, wie *Bewusstsein* möglich ist auch dann, wenn der ‚Ausgangspunkt Ich‘ problematisch, vage ist. Denn überhaupt nur implizit, im „wir“ und „uns“, sagt die Erzählerin auch ‚ich‘. Ihr Dilemma: Sie kann sich einerseits als ‚Ich‘ nicht zur Sprache bringen – muss also „sprachlos bleiben“. Und andererseits kann sie die Vergangenheit nicht so weit abtrennen, dass sie die „dritte Person“ zur Beschreibung ihrer selbst in der Vergangenheit nutzen könnte. Sie wechselt auf die Position dazwischen, spricht sich mit „du“ an und nimmt sich ins „Kreuzverhör“. Der Text zeigt also auch, wie *Selbstbewusstsein* entsteht. Doch sich so zu externalisieren und in ein selbstreflexives Verhältnis zu sich zu setzen, ist hier noch nicht die Lösung. Denn das „Selbstgespräch/Kreuzverhör“ und die Anrede „du“ bewirken eine „fatale Veränderung der grammatischen Bezüge“. Die Selbstbenennung ‚ich‘, seine Externalisierung in der Selbstadressierung mit ‚du‘ und die Abtrennung in ein weibliches „sie“, 3. Person Singular, gehen in Gedanken ineinander über: „Ich, du, sie, in Gedanken ineinander verschwimmend“. Im „*ausgesprochenen Satz*“ aber müssen sie voneinander „entfremdet“ werden, das Sprechen zwingt zur Entscheidung für ‚ich‘ oder ‚du‘ oder ‚sie‘. Genau dies bewirkt eine Sprachstörung. Erzählen ist unmöglich.

Es folgt ein zweiter Anlauf, der Wechsel zurück ins „wir“, das nur implizit das Ich, vor allem aber den Leser, alle Menschen impli-

¹¹ Wie sieht es aus mit dem Verhältnis von Bewusstsein und dem Unbewussten? Inzwischen ist bestätigt, was bereits Freud erkannte: Die verschiedenen Bewusstseinszustände sind erstens tief eingebettet in unbewusste Prozesse; und das bewusste Ich kann – zumindest in direkter Weise – nicht auf das Unbewusste zugreifen, kann die Grenzen des eigenen Bewusstseins nicht übersteigen. Neurobiologisch: das Bewusstsein ist ein Zustand, der unabdingbar an kortikale Aktivitäten gebunden ist, weshalb das Ich die Einflüsse des subkortikalen limbischen Systems grundsätzlich nicht zu deren Zentren zurückverfolgen, sie waren ja sonst auch nicht unbewusst. Es besteht aber zugleich der Zwang des Ich zur Rechtfertigung vor sich selber und vor anderen, was häufig zu ausgedehnten sog. „Konfabulationen“ führt. Das Ich muss Dinge erklären, die es aus bewusster Erfahrung gar nicht kennt, sondern höchstens ahnt (vgl. Roth: *Fühlen, Denken, Handeln* [Anm. 7], S. 433-438).

ziert. Und es gelingt die Annahme von Erinnerung und Gedächtnis, ja ihre Beschreibung als kontinuierts-, als identitätskonstruierend. Wir hatten ja vorhin gesehen, dass ohne Gedächtnis keine *Erlebniseinheit*, keine Kontinuität entstehen und damit keine Identität konstruiert werden kann. Wir „würden uns unaufhaltsam fremd werden ohne unser Gedächtnis an das, was wir getan haben, an das, was uns zugestoßen ist. Ohne unser Gedächtnis an uns selbst.“ Und dieses Sich-Fremdwerden ohne Gedächtnis würde – wichtig – auch drohen ohne „die Stimme, die es unternimmt, davon zu sprechen.“ Was erinnert wird, kann ins Gedächtnis nur einsinken, indem es an einen Sprachakt gebunden wird: das Erzählen, das diese Stimme unternimmt. Herstellen durch Darstellen. Wir haben hier die Entsprechung zur vorhin erwähnten Funktion des Interpretations- oder Legitimations-Ichs, die darin besteht, die eigenen Handlungen vor sich selbst und vor anderen plausibel *zusammen zu fügen* und zu rechtfertigen, Kontinuität herzustellen durch Sich-Darstellen.

Dass Identität der Darstellung bedarf und sich *narrativ* konstruiert, um zeitliche Kontinuität zu gewinnen, genau das problematisiert dieser Text, genau das macht er bewusst – und zwar auch dem Leser. Und der Text deckt auf, wie wesentlich diese Konstruktion der Sprache bedarf. Erzählen in Literatur ist dabei nur ein Sonderfall jenes Erzählens, *Darstellens*, dem prinzipiell bei Identitätskonstruktionen eine Schlüsselrolle zukommt. Auch im Alltag. Wir erzählen uns permanent uns selbst und anderen, um für uns selbst und andere Kontur zu gewinnen. Identität wird nicht nur *hergestellt*, sondern auch *dargestellt* – durch Erzählen. Das Kontinuität stiftende Zusammenfügen mithilfe des Erzählens¹² ist aber nur dann identitäts-

¹² Narrationen sind schlechterdings restringierte Zeichenfolgen, weil sie in die Ordnung der Zeichen eine zweite Ordnung, nämlich ihre eigene, die der Narration einfügt. So müssen Narrationen Anfang und Ende und eine rudimentär teleologische Struktur haben. Auch die Selbstreflexion im Zeichenprozess (wo Zeichen sich selbst als Zeichen bezeichnen) ist in der Narration narrativ umgelegt und kann narratologisch reflektiert werden.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

relevant, wenn es von mir und anderen *an-erkannt* wird.

Erzählen ist eine fundamentale kulturelle Praktik des Menschen und dient immer auch der (Selbst-)Darstellung. Literatur ist ein ‚Spezialfall‘ dieser kulturellen Praktik, hebt sich zugleich aber auch durch spezifische Funktionen heraus. Als *ausgestellt fiktives Erzählen* kann Literatur Bewusstseinsbildung betreiben. Als wesentlich *autoreflexives* Medium kann sie auf das Erzählen und auf die konstruktive Macht von Sprache etwa in Identitätskonstruktionen reflektieren, kann das Her- und Darstellen dieser Konstruktionen aufdecken und so als kritisches Korrektiv fungieren. Ich denke, *Kindheitsmuster* ist ein ‚sprechendes‘ Beispiel dafür.

Wie geht es dort weiter? Mit dem Satz „Und die Stimme, die es unternimmt, davon zu sprechen“ ‚entkörperlicht‘ sich die Erzählerin, reduziert sich auf die Stimme, und dies ist dann endlich der Anshub für das Erzählen: „Damals, im Sommer 1971 ... und du stimmtest zu.“ Die Erzählerin bleibt beim von sich selbst distanzierenden, sie anredenden „du“, bis es ihr gelingt, sich einer bezeichnenden Schlüsselszene zu erinnern: An den Moment, in dem das Kind, das sie einmal war, „das neue Wort ausprobier- te ICH ICH ICH ICH ICH, jedes Mal mit einem lustvollen Schrecken“; und als es ihr gelingt, dieses Kind „Nelly“ zu nennen – ein „Taufakt“, der dieses Kind zu etwas Anderem, zu einer fiktiven Figur in der 3. Person Singular macht. Erst jetzt gelingt das Erzählen.¹³ Erst das *bewusste* Übertragen des Erinnerten auf ein Anderes ermöglicht Erzählen. ‚Ich‘ kommt *nie, nie, nie* wieder zur Sprache, weder explizit noch implizit. Die Suspension sowohl des erzählenden Ich wie des erlebenden Ich (das durch Nelly in der 3. Person ersetzt wird) scheint hier Voraussetzung dafür zu sein, dass ganz am Ende des umfangreichen Romans ein – neues – Ich gewonnen wird.

Ganz am Ende des Romans zeigt sich, dass es der Erzählerin erst *mit Hilfe* ihres Erzählens möglich wird, ‚ich‘ sagen zu können,

Nelly und sich zusammenzuführen. Durch erzählerisches Her- und Darstellen konstruiert sie ‚Identität‘, ohne sie jedoch stillzustellen, als Gewissheit hinzustellen. Die Identität bleibt fluide, veränderlich:

„Das Kind, das in mir verkrochen war – ist es hervorgekommen? [...]“

Ich weiß es nicht. Nachts werde ich – ob im Wachen, ob im Traum – den Umriß eines Menschen sehen, der sich in fließenden Übergängen unaufhörlich verwandelt, durch den andere Menschen, Erwachsene, Kinder, ungezwungen hindurchgehen. [...] Sicher, beim Erwachen die Welt der festen Körper wieder vorzufinden, werde ich mich der Traumerfahrung überlassen, mich nicht auflehnen gegen die Grenze des Sagbaren.“¹⁴

Und schließlich zeigt dieser Roman, der das ‚Ich‘ suspendiert, dass Identitätskonstruktionen in Literatur nicht – wie in der Realität zwingend – an ein ‚Ich‘ als ‚Ausgangspunkt‘ gebunden sein müssen. Ja, nicht einmal an einen ‚Ich‘-Erzähler oder einen ‚Ich‘-Sprecher. Abgesehen von den beiden eben behandelten rahmenden Textpassagen stellt der Text ja die Identitätskonstruktion der Figur Nelly dar. Basale Voraussetzung ist allerdings, dass diese Figur anthropomorph ist. Anders als in der Realität kann die literarische Figur körperlich völlig diffus bleiben, denn sie ist ja aus Sprache gemacht. Selbst beim auktorialen Erzähler, der im Text nie körperlich präsent ist, sondern nur durch seine Stimme, können sich Spuren der Identitätskonstruktion erkennen lassen. Voraussetzung ist, dass er anthropomorph ist – da er mit menschlicher Sprache spricht, setzen wir das, lesend, voraus. Voraussetzung ist zweitens, dass er sich zum Erzählten erkennbar positioniert und dadurch darstellt; dies geschieht vorrangig in Kommentaren, die oft auch noch autoreflexiv sind, also auf das Erzählen selbst reflektieren. Ein Beispiel etwa wäre wohlbekannte, immerhin 1½-seitige „Vorsatz“, mit dem Thomas Manns Roman *Der Zauberberg* beginnt. Hier inszeniert sich ein hypergenauer, geradezu pedantischer Erzähler, der derma-

¹³ Wolf: *Kindheitsmuster* (Anm. 10), S. 11f.

¹⁴ Ebd.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

Ben gewissenhaft die verschiedenen Zeitstufen diskutiert und mit *seinem* Erzählen beschäftigt ist, dass ihm die Sätze immer wieder zu umständlichen Schachtelsätzen werden und ihm seine Figur Hans Castorp und dessen Geschichte erst einmal abhandeln kommt. Der Erzähler konstruiert an *seiner* Identität und umkreist jene Frage, die *ihn* zutiefst umtreibt: Was ist Zeit?¹⁵

Zurück zu den Identitätskonstruktionen in der Realität. Bisher blieb etwas unterbelichtet, dass sich Identitätskonstruktion als Selbsterstellung und -darstellung nicht unabhängig von den Partnern vollzieht, mit denen wir interagieren. Der Soziologe Strauss hatte dafür ja die Metapher der ‚Identität‘ als „Reflexbündel in einem Mehrfachspiegel“ geprägt. Identitätsstiftende Selbsterstellung und Selbstdarstellung bedarf, das hatten wir erwähnt, der Anerkennung durch andere. Zweiter, wichtiger Aspekt: Identität formiert sich darüber hinaus auch über Zuschreibungen *durch* andere, über Perspektiven der anderen *auf* das Ich – vorausgesetzt, das Ich nimmt sie an. Es entsteht also ein komplexes Wechselspiel, in dem wir im Alltag allzu oft unreflektiert und vereinfachend agieren. Stichwort Stereotype und Klischees.

Auch hier kann uns Literatur den Spiegel vorhalten – durch Multiperspektivität. Ich möchte kurz auf die Kurzgeschichte *Der Erbe* von Marlen Haushofer eingehen.¹⁶ Der Text setzt ein mit der bewundernden Perspektive der Figur Andi auf die Figur Fräulein Röder als der „interessantesten Person in seinem Leben“. Nach und nach stellt sich heraus, dass Andi ein Kind ist und seine Bewunderung für Fräulein Röders „Zauberwelt“ daher rührt, dass er ihrer Geschichte glaubt, sie sei in Wahrheit eine Königin, die Katze ein Löwe, ihre Schmuckstücke goldene Bienen – eine „Zauberwelt“, an der ex-

¹⁵ Im Verlauf der Lektüre des Romans kommt dann schon ab und zu der Verdacht auf, dass Castorps Geschichte (und übrigens das Konstruieren seiner Identität) nur ein Vorwand sind für das zentrale Anliegen *des Erzählers*, die Frage nach der Zeit.

¹⁶ Haushofer, Marlen: *Der Erbe* [1968], in: dies.: *Wir töten Stella und andere Erzählungen*. München 1990, S. 102-108.

klusiv Fräulein Röder und Andi partizipieren: „Es gab zwei Welten: die Zauberwelt Fräulein Röders und die ganz gewöhnliche Welt, und dazwischen gab es keine Brücke.“ Neben Andis Perspektive auf Fräulein Röder entwickelt die Kurzgeschichte aber auch die Perspektive der Mutter Andis, seines Vaters und, kurz, des Arztes auf Fräulein Röder. Dieser multiperspektivische Zugang bringt gegensätzliche Facetten der Figur Röder hervor. Und er bringt, das ist der Clou des Texts – keine Klärung. In der Perspektive der Eltern Andis ist Fräulein Röder psychisch krank, wenn auch laut Arzt „harmlos und gutartig“. Aber sie wird immer wieder von Krisen heimgesucht, die sich Andis Eltern wie folgt präsentieren:

„Es verhielt sich nämlich so, daß sie von Zeit zu Zeit in einer Anstalt verschwand, wo sie sich einer Kur unterziehen mußte. Andis Eltern verstanden wenig von Medizin [...], und so blieb ihnen die Krankheit der alten Dame stets ein wenig rätselhaft. [...]

Es fing immer damit an, daß Fräulein Röder sich weigerte, ihr Bett zu verlassen und Nahrung zu sich zu nehmen, weil sie den Krieg über die Welt gebracht hätte. Von dieser Idee war sie nicht abzubringen. Später sagte sie gar nichts mehr, drehte sich zur Wand und verfiel in Schweigen. [...]. Ihre Zustände waren ein wenig lästig und beängstigend, andererseits verlangte sie wenig Geld für die beiden Zimmer und ließ den jungen Leuten jede Freiheit.“

Die Krankheit und mit ihr Fräulein Röder bleiben den Eltern Andis rätselhaft – aber auch dem Leser. Während dieser im Laufe einer Geschichte immer mehr Informationen zu einer Figur sammelt und sich ihm diese dadurch immer mehr konturiert, geschieht hier, mit zunehmenden Informationen, das Gegenteil. So kann sich der Leser zwar rekonstruieren, dass Fräulein Röders Geschichte von der verwunschenen Königin darauf zielt, dass Andi ihren erwartbaren Selbstmord ohne Schock erlebt, eingeeht in eine Auferstehungsgeschichte. Da aber im gesamten Text *nicht einmal* die Perspektive Fräulein Röders entwickelt wird, sie keine Stimme hat und sie nie zur *Selbstdarstellung* schreiten kann, die wir als einen

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

wesentlichen Faktor bei der Identitätskonstruktion eingeführt haben, zieht Fräulein Röder die – je unterschiedlich herstellen – Perspektiven der anderen Figuren auf sich. Der Leser kann sich daraus ein Puzzle zurechtlegen. Doch Fräulein Röder bleibt ihm wie den anderen Figuren ein – unauf lösbares – Rätsel, um das aber der ganze Text kreist. Die Kurzgeschichte führt vor, wie multiperspektivisch an der Identität einer Figur gearbeitet wird, sich diese ‚Identität‘ aber letztlich dem Zugriff entzieht. Das Rätsel bleibt.

Die Kurzgeschichte leistet noch ein Zweites. Sie führt uns den Versuch einer Identitätskonstruktion durch das Erzählen einer – offensichtlich fiktiven – Geschichte vor, die *in* die fiktive Kurzgeschichte *Der Erbe* eingeschachtelt ist: Fräulein Röders Geschichte von sich als ‚verwünschter‘ Königin, jene Auferstehungsgeschichte, an der Andi „keinen Augenblick [...] zweifelte“:

„Nach einem schrecklichen Ereignis, einer Revolution, war es der Königin gelungen, mit ihren goldenen Bienen und dem treuen Löwen in diese Welt zu flüchten. Freilich, der Löwe hatte sich in eine Katze verwandelt und sie selber sich in eine alte und häßliche Frau, aber nur an der Oberfläche. In der Katze pochte noch immer das feurige Löwenherz, und das Alte und Häßliche lag nur als dicke Haut um die Königin. Sie konnte ein scharfes Messer nehmen, und die Hülle aufschlitzen und wie ein Schmetterling aus der toten Puppe schlüpfen.“

Fräulein Röder suspendiert ihre Identität als Fräulein Röder, reduziert sie zur bloßen Äußerlichkeit und abwerfbaren Hülle. Dagegen konstruiert sie eine vergangene Identität als Königin und kündigt deren metamorphotische Rückgewinnung an. Hier wird aber auch an der Identität Andis gearbeitet, der sich als Zuhörer mit dieser erzählten „Zauberwelt“ vollends identifiziert und als ihr „Erbe“ vorgesehen ist. Die Identitätskonstruktion ‚Königin‘ funktioniert, weil Andi sie von der „ganz gewöhnlichen Welt“ abtrennt, sie anerkennt und sich mit Fräulein Röder über einen gemeinsamen, exklusiven Code (Königin, Löwe, Bienen) zu einer Interpretationsgemeinschaft, zusammenschließt – zu

einem ‚Mini-Kollektiv‘, das alle anderen ausschließt. Allerdings zeigt die Kurzgeschichte anhand der eingeschachtelten fiktiven Geschichte auch, was passiert, wenn, wie bei Andi, Anerkennung unter Aufgabe jeder Differenz zu Identifikation wird. Das Kind Andi kennt noch nicht den Modus des ‚Als-Ob‘, es kann zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion nicht unterscheiden. Vorgeführt werden die fatalen Folgen, wenn diese Grenze nicht erkannt, anerkannt wird. Fräulein Röders Strategie, Andi mit der metamorphotischen Rückverwandlung in eine Königin, die nur die abgestorbene Hülle „Fräulein Röder“ zurücklässt, über ihren erwartbaren Selbstmord hinwegzuhelfen, scheitert. Denn mit dem Verschwinden der ‚Königin‘ bricht die gesamte „Zauberwelt“ zusammen. Andi ist traumatisiert, wird apathisch und ‚beerbt‘ Fräulein Röder anders als geplant. Das zuvor ausgeglichene Kind ist nun selbst psychisch verwundet, und zwar rätselhaft, da diese Verwundung unzugänglich bleibt:

„Andi schlief jetzt schlecht und schrie im Schlaf auf. Seine Eltern waren froh, als sie eine neue Wohnung bekamen [...]. Andi schien die Königin, die goldenen Bienen und den gelben Löwen zu vergessen [...]. Manchmal vergaß er zu spielen und schien mit schiefgeneigtem Kopf und leichtgeöffneten Lippen einem fernen Geräusch zu lauschen. Es hieß, er wäre ein besonders liebes und angenehmes Kind, um das man seine Eltern beneiden könne.“

Identitätskonstruktionen sind engstens an das Medium Sprache gebunden. Zuallererst an die Muttersprache, aber auch durch den Gebrauch von Fremdsprachen. Die Gewichtung zwischen Mutter- und Fremdsprache kann sich, je nachdem, welches sprachliche Umfeld dominiert, verschieben. Wenn sich eine Identitätskonstruktion mehrerer ‚Sprachkanäle‘ bedient, können Parallelläufe genauso wie gegenseitige Blockaden, aber auch Hybridisierungen entstehen. In jedem Falle wirkt jede beteiligte Sprache an der Identitätskonstruktion mit. Mehrsprachige Identitätskonstruktion ist in einer Welt, die wie die heutige von erhöhter Mobilität geprägt ist, immer häufiger. Diese mehrsprachige Identitätskonstruktion ist nicht zwingend schmerz- oder konfliktlos, kann aber

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

ungemein kreatives Potenzial bergen. Bewusster als jeder andere ist der *Migrant* zur Identitätskonstruktion gezwungen, insofern er sich zweier oder mehrerer Sprachkanäle im Kontext verschiedener kultureller Formationen bedient. In den letzten Jahren – und übrigens auch immer wieder im Rahmen unserer Konferenzreihe – sind daher Autoren ins Blickfeld gerückt, deren Texte mehrsprachige Identitätskonstruktionen her- und darstellen. Ich beschränke mich auf einen kurzen Auszug aus dem Roman *Die Brücke vom goldenen Horn* (1998) von Emine Sevgi Özdamar:

„DIE LANGEN KORRIDORE DES FRAUENWONAYMS

In der Stresemannstraße gab es damals, es war das Jahr 1966, einen Brotladen, eine alte Frau verkaufte dort Brot. [...] Es war schön, in diesen Brotladen hineinzugehen, weil man das Wort Brot nicht sagen mußte, man konnte auf das Brot zeigen. [...]

Ich konnte kein Wort Deutsch und lernte die Sätze, so wie man, ohne Englisch zu sprechen, „I can't get no satisfaction' singt. Wie ein Hähnchen, das Gak gak gak macht. Gak gak gak konnte eine Antwort sein auf einen Satz, den man nicht hören wollte. [...]

Ich lebte mit vielen Frauen in einem Frauenwohnheim. Wonaym sagten wir. Wir arbeiteten alle in der Radiofabrik, jede mußte bei der Arbeit auf dem rechten Auge eine Lupe tragen. Auch wenn wir abends zum Wonaym zurückkamen, schauten wir uns oder die Kartoffeln, die wir schälten, mit unserem rechten Auge an. [...] Seitdem wir in der Radiolampenfabrik arbeiteten, glaubten wir unserem rechten Auge mehr als unserem linken Auge. [...] Der Fabrikchef hieß Herr Schering. Sherin sagten die Frauen, Sher sagten sie auch. Dann klebten sie Herr an Sher, so hieß er in manchen Frauenmündern Herschering oder Herscher. [...]“¹⁷

Es handelt sich um eine Ich-Erzählsituation, bei der der Abstand zwischen erlebendem Ich und erzählendem Ich sich vor allem an

zwei Kriterien bemisst: Sprachmächtigkeit und, damit einhergehend, Erkenntnisfähigkeit. Das erlebende Ich, eine junge Türkin, die nach Deutschland immigriert ist, kann „kein Wort Deutsch“, das erzählende Ich – der Text selbst ist Zeugnis dafür – ist dieser Sprache sehr wohl mächtig. In der Tradition des Picaro- und Schelmenromans wird das weibliche erlebende Ich als Simplicia eingeführt, der aus der Retrospektive heraus aber die subversiven Fähigkeiten einer Picara verliehen werden. Was als naive, machtlose Pose eingeführt wird – das bloß phonetische, lautmalerische Nachahmen einer fremden Sprache – kann zur durchaus machtvollen Kommunikationslenkung oder -verweigerung eingesetzt werden: „Gak gak gak konnte eine Antwort sein auf einen Satz, den man nicht hören wollte.“ Mehr noch: Das bloß phonetische Nachahmen der fremden Sprache ohne Zwang zur Semiosis erweist in mehrfacher Hinsicht sein subversives, und darin überaus kreatives Potenzial. Es lässt zum ersten einen exklusiven, rein oralen Sprachcode zwischen den türkischen Frauen des Wohnheims entstehen, über den sich eine kollektive Identität konstruiert. In den „Frauenmündern“ entstehen dank des lautlichen Nachahmens aber auch Neuwortschöpfungen, die kollektive Identitätskonstruktionen wiederum *hinterfragen*. Der Name des Fabrikchefs „Schering“ wird oral verfremdet zu „Sherin“ oder verkürzt zu „Sher“, die Anrede „Herr“ durch ‚Ankleben‘ in den Namen integriert und so zu „Herschering“. Diese sprachliche Verfremdungsoperation zeigt dem deutschsprachigen Lesepublikum seine Konditionierung durch die Muttersprache auf, seine Konditionierung durch ein bedenklich unhinterfragtes Medium kollektiver Identitätskonstruktion. Der Text verweist auf die etymologische Verbindung von ‚Herr‘ und ‚Herrscher‘¹⁸ und

¹⁷ Özdamar, Emine Sevgi: *Die Brücke vom goldenen Horn* [1998], Köln 2011, S. 11, 15f.

¹⁸ „Herr m. Mhd. *Herre*, eigentlich der Komparativ zu *hehr* [= „Adj. ‚grau[haarig]‘, das im Westgermanischen zu ‚ehrwürdig‘ weiterentwickelt und im Deutschen wieder zu ‚vornehm u.ä.‘ wird“]. Seit dem 8. Jh. als Substantiv verwendet im Anschluß an lat. *Senior* in gleicher Verwendung (der ‚ältere‘). Im Anschluß daran *Herren-* in Komposita: eigentlich ‚den Herren (Adeligen) vorbehalten‘, dann häufig für ‚besser, hochstehend.“ – „*Herrschaft* f. Mhd. *hērschaft*. Zunächst ‚Würde, Ehrenamt‘, aber auch ‚Herrschaft‘, also zu *hehr*, aber von vornherein unter dem Einfluß von *Herr*.“ – „*herrschen* [...] Ableitung zu *hehr*, aber semantisch ausgehend von *Herr*, also ursprünglich ‚Herr

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

damit auf die essentiell patriarchalisch grundierte, in Sprache zementierte Verbindung von ‚Mann‘ und ‚Macht‘, ‚Herr‘ und ‚Herrschaft‘. Bezeichnenderweise gibt es dazu kein weibliches Pendant (‚Frau‘ und ‚Frauscher‘/‚Frauschafft‘). Das Sprachspiel der türkischen Migrantinnen reizt dann aber das phonetische Potenzial des Namens ‚Schering‘ subversiv so weit aus, dass „in den Frauenmündern“ auch die *feminine* Variante „Herschering“ möglich wird und über die Verfremdung zu „Sherin“ ein weiblicher Vorname aus dem Altpersischen und Türkischen eingekreuzt wird.¹⁹ Das kreative und bewusstseinsweiternde Potenzial von Sprachkontakten zeigt sich hier auch darin, dass im Fall des Schlüsselworts „Wonaym“ ein Drittes zwischen Deutsch und Türkisch entsteht, allerdings erst in der retrospektiven Verschriftlichung durch das erzählende Ich. Dieses überträgt das gehörte/gesprochene deutsche „Wohnheim“ in die türkisierende Lautschrift, „wonaym“. Der Verfremdungseffekt wird erkennbar erst in der Verschriftlichung durch das erzählende Ich. Die Differenz zwischen dem mündlichen Sprachhandeln des erlebenden Ichs und dem verschriftlichendem Erzählen des erzählenden Ichs verweist entschieden auf den Erkenntnis- und Machtzugewinn für das erzählende Ich. Diese Differenz verweist nicht zuletzt auf die Identitätskonstruktionsarbeit, die Erzählen leistet. Einmal mehr zeigt sich hier der Erkenntnisgewinn durch Literatur: Die narratologisch notwendige Unterscheidung zwischen erlebendem Ich und erzählendem Ich verweist auf eine Spaltung, die im Alltag allzu gern verwischt wird. Denn auch wenn das autobiographische Gedächtnis eine Kontinuität in der Identitätskonstruktion suggeriert, so bleibt doch immer eine Differenz zwischen erinnerndem Ich und erinnertem Ich. Das erin-

sein‘.“ (Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 22. Auflage unter Mithilfe von Max Bürgisser und Bernd Gregor völlig neu bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin u.a.: de Gruyter 1989, S. 299, 306f.)

¹⁹ Die Verschriftlichung der phonetischen Verfremdung von Schering zu „Sherin“ nähert sich dem altpersischen Frauennamen Shirin (= ‚süß, charmant, angenehm‘), der im Türkischen ‚das Strahlen, das den Raum betritt‘, bedeutet. Damit würde der männliche Anspruch von Herr Schering / Herrscher weiblich unterlaufen.

nernte Ich ist ein Anderer, und es bleibt übrigens immer ein Anderer. Denn mit dem Erzählen dringen wir nicht bis zum ‚Original‘ vor, wird doch das erinnerte Ich vom erinnerndem Ich im Erzählen sprachlich umgeformt, überformt.

5. Kollektive Identität

Wie im Falle Andi-Fräulein Röder und im Falle der „Wonaym“-Bewohnerinnen schon angerissen, ist neben der Konstruktion *individueller* Identität auch die Konstruktion *kollektiver* Identität durch beständiges Her- und Darstellen in den Blick zu nehmen. Diese formiert sich über gegenseitige Anerkennung individueller Identitäten, über die Wiedererkennung von Gemeinsamkeiten, wie z.B. über die gemeinsame Muttersprache und über die Entwicklung gemeinsamer Codes. Sprache und daraus generierte Codes gehören zu den über das kollektive Gedächtnis vermittelten Identitätsangeboten, die *narrativ/erzählend* vermittelt werden und die der einzelne, will er teilhaben am ‚Kollektiv‘, in sein Selbstbild integrieren muss. So verknüpft sich die Konstruktion individueller Identität mit der Teilhabe des einzelnen an dem symbolischen System und den Praktiken innerhalb dieses Systems, das als Ensemble ergibt, was wir Kultur nennen. Wie individuelle Identität konturiert sich kollektive Identität zwecks Stabilisierung nach innen über den abgrenzenden Bezug auf Anderes, bedarf also auch dessen Präsenz.

Als *überindividuelle* Konstruktion bedarf kollektive Identität aber weit mehr als individuelle der Kontinuitätsstiftung durch Narrative, die als gemeinsame anerkannt werden und für überindividuelle zeitliche Kontinuität sorgen. Narrative entstehen durch *Erzählen* als fundamentaler kultureller Praktik des *Menschen* – Erzählen, das sich in erzählten Geschichten manifestiert und das zugleich einen weiteren kulturellen Kontext eröffnet. Narrative stiften Sinn weniger über ihre Inhalte als vielmehr über die ihnen eigene strukturelle Konstellation. Sie etablieren

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

„eine lineare Ordnung des Zeitlichen“²⁰ – also Kontinuität. Über Narrative entwickeln deren Teilhaber und Teilnehmer ein kulturelles Selbstverständnis, konstruieren Anteile ihrer individuellen Identität und haben, indem Narrative sich in das kollektive Gedächtnis einschreiben, Teil an der Ausbildung kollektiver Identitäten.

Literatur hat Teil an diesen Narrativen, geht darüber aber zugleich entscheidend hinaus und hat darüber auch eine *ethische* Verantwortung. Indem Literatur ihre Narrative als *fiktive ausgestellt*, betreibt sie wesentliche Bewusstseinsbildung beim Leser. Als wesentlich *autoreflexives* Medium kann sie auf das Erzählen und auf ihr Material Sprache und damit auf die konstruktive und durchaus auch manipulative Macht dieser Instanzen reflektieren – letztlich also gerade als kritisches Korrektiv gegenüber dem fungieren, was wir als ‚Realität‘, individuelle oder kollektive, im Alltag voraussetzen. Gerade als Sprach-Welt stellt Literatur immer auch die Konstruiertheit dieser ihrer Welt aus (die von Figuren, Erzählern, Sprechern bevölkert ist). Literatur stellt die Konstruiertheit kontinuierlichstiftender Narrative aus, kann deren allzu große Dichte aufbrechen und Irritationsmomente einbauen. Literatur ist daher in besonderer Weise dazu prädestiniert, die Fluidität von Ich und Identität, die Prozesse ihrer Konstruktion und Dekonstruktion aufzuzeigen.²¹

6. Identitätskonstruktion über Literatur

Identitätskonstruktion findet nicht nur *in* Literatur statt, sondern auch *über* Literatur. Der literarische Text entlässt den *Leser* als einen anderen, die Leserin als eine andere. Wir sind, nach der Lektüre, nicht mehr, was wir vorher waren. Nicht *nur* unsere anthropomorphen Doubles wie Figuren, Sprecher, Erzähler, aber *vor allem* sie, befeuern in uns etwas exklusiv Menschliches, die Imaginati-

²⁰ Müller-Funk, Wolfgang: *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. 2. Auflage, Wien u.a. 2008, S. 29.

²¹ Identitätskonstruktionen qua Erzählen sind nicht zwangsläufig beschränkt auf erzählende Literatur, sondern kann auch in der Lyrik, im Drama aufgesucht werden.

on. Was der Text als schwarze Buchstaben auf weißem Papier präsentiert, nimmt hier, im ‚Kopfkino‘ des Lesers, Gestalt an. Der Akt des Lesens und Imaginierens hat Teil an der Identitätskonstruktion des Lesers, der Leserin. Sie verlassen die Lektüre als andere. Sie bezeugen so die „Plastizität“ des Menschen.²²

Diese Plastizität spielt in Wolfgang Isters literarischer Anthropologie eine zentrale Rolle. Nach Iser bietet uns gerade Literatur die ‚Bühne‘, auf der wir unsere spezifische Fiktionsbedürftigkeit sowie unser fundamentales, anthropologisches Bedürfnis nach Selbstausslegung ausagieren können: „Wenn man der Kunst (so auch der Literatur) nicht entbehren kann, so offensichtlich deshalb, weil durch sie eine *Selbstausslegung* des Menschen geschieht.“²³ Für die englische Übersetzung seines Buchs *Das Fiktive und das Imaginäre* hat Iser seine Überlegungen zu dem Bedürfnis nach Selbstausslegung erweitert: Literatur erlaubt demnach „*limitless patternings of human plasticity*“. Durch sie manifestiert sich „*the inveterate urge of human beings to become present to themselves; this urge, however, will never turn into a definitive shape, because self-grasping arises out of overstepping limitations. Literature fans out human plasticity into a panoply of shapes, each of which is an enactment of self-confrontation*“²⁴ – und,

²² Literatur als Welt aus nichts als Sprache liegen spezifische anthropologische, poetogene Strukturen zugrunde: das spielerische Als-Ob-Verhalten und die Fähigkeit zur Konstruktion von Nicht-Wirklichem (‚Dichten-Können‘). Sie fußen auf der spezifisch semiotischen Kompetenz des Menschen zu Symbolisierungen als „animal symbolicum“ (E. Cassirer, vgl. Fußnote 9). Und sie verdanken sich den Merkmalen menschlicher Sprache wie Situationsabgelöstheit, triadische Zeichenstruktur und offene Kombinierbarkeit der Sprachelemente. Kognitiv kann man diese Fähigkeit als Phantasie beschreiben, als Möglichkeit, Wirklichkeits-elemente neu zu kombinieren und damit über Wirklichkeit Hinausgehendes vorzustellen.

²³ Iser, Wolfgang: *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie* [1991]. Frankfurt/M. 2007, S. 14f.

²⁴ Iser, Wolfgang: *The Fictive and the Imaginary. Charting Literary Anthropology*. Baltimore 1993, S. XI. Aber als Medium kann Literatur „only show all determinacy to be illusory. It even incorporates into itself the inauthenticity of all the human patternings it features, since this is the only way it can give presence to the protean character of what it is mediating. Perhaps this is the truth through which literature counters the awareness

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

ANKE BOSSE

20. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

so wäre zu ergänzen: Literatur zeigt *Identität* als etwas, das wir in einem offenen, endlosen Prozess modellieren, konstruieren, entwerfen, *darstellen*. Zu einer Ethik des Lesens gehört also, dass Literatur uns das Angebot macht, uns dieses Konstruierens und Darstellens bewusst zu bleiben und es vor allem als genuin *menschliche* Fähigkeit anzuerkennen.

that it is an illusion, thereby resisting dismissal as mere deception." (ebd.)